

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1916

2.4.1916 (No. 14)

Die Pyramide

Sonntags-Beilage des Karlsruher Tagblatts.

Nr. 14

Karlsruhe, Sonntag, 2. April

1916

Inhalt: Volkswirtschaft und Volksseele. Von Albert Sexauer. — Sieger. Von Hermann Weid.

Volkswirtschaft und Volksseele.

Von Albert Sexauer (Karlsruhe).

Volkswirtschaftliche Fragen vom ausschließlich wirtschaftlichen Standpunkt, d. h. also letzten Endes vom Geldstandpunkt aus zu betrachten ist ein verhängnisvoller Irrtum, der dem Entstehen bedenklicher Theorien und, was noch gefährlicher ist, ihrem Einfluß auf die Wirklichkeit Tür und Tor öffnet. Und dieser Irrtum wird um nichts sympathischer, wenn man das Wirtschaftliche, mit mehr oder weniger offener Geringschätzung, als eine Art notwendigen Übels, als die nun einmal unerlässliche äußere Grundlage des eigentlichen Volkslebens bewertet und darstellt. Wer diesen Dingen wirklich gerecht werden will, muß sich dazu verstehen, rücksichtslos anzuerkennen, daß ein tiefer innerer Zusammenhang zwischen Volk und Wirtschaft besteht, ein Zusammenhang, den von beiden Seiten her zu betrachten nicht ohne Interesse ist.

Einmal spricht sich das Seelenleben eines Volkes ohne Zweifel in seinem Wirtschaftsleben genau so deutlich und unverkennbar aus wie in seinem politischen, geistigen, künstlerischen, — ja vielleicht eher noch bezeichnender, weil unbefangener, unbewusster. Es ist z. B. nicht leicht, sich das russische Volk — im ganzen — anders zu denken als beharrend, gutmütig, geduldig, mit fast unbegreiflicher unselbständiger Hilfslosigkeit beharrend in den überlieferten Formen landwirtschaftlicher Betätigung, in der ja auch in der Tat bis vor kurzem die ganze Bevölkerung mit verschwindenden Ausnahmen ausging. Oder, um ein anderes Beispiel zu bringen: es ist überaus bezeichnend für England, daß dort nur etwa acht Prozent der Bevölkerung als Bauern und Fischer leben, mit anderen Worten, daß dort das Aufkommen mammonistischer Händlerturns auf Kosten hauptsächlich der Landwirtschaft bis zu einem Grade möglich war, der — bei dem dadurch bedingten Zerfall des politisch-geistlich-ethischen Lebens — heute jede Abhilfe so gut wie ausgeschlossen erscheinen läßt. In beiden Fällen, denen sich ähnliche noch in großer Zahl zur Seite stellen lassen, zeigt sich der Zusammenhang zwischen dem inneren Wesen eines Volkes und seiner äußeren Wirtschaft besonders klar und einleuchtend.

Nun ist aber die Seele eines Volkes so wenig wie die eines Einzelnen ein Einfaches, Eindeutiges, unabänderlich Feststehendes. Vielmehr liegen da wie dort die Keime der verschiedensten, oft geradezu einander entgegengesetzten Neigungen und Fähigkeiten beisammen. Daraus ergeben sich Hemmungen, die — je nachdem — als lösende Mufe der Verführung oder als warnende Stimmen des Gewissens auftreten. Die Entwicklung Englands zu dem (mit Christentum und Demokratie nur sehr oberflächlich übertünchten) oligarchischen Raubstaat, der es ist, ging nicht vor sich ohne den oft leidenschaftlichen Widerspruch-gerade seiner besten, menschlich wertvollsten Söhne. Man denke nur an den einzigen Carlyle, oder an Byron. — Gerade umgekehrt liegen die Dinge im andern Fall: wenn ein Volk, das in jahrhundertelanger Geschichte alles andere eher als den gierigen Willen zum Reichtum als vorherrschende Erlebnisform seines Lebens erkennen ließ, in wirtschaftliche Verhältnisse kommt, die dem Gedeihen des Mammonismus besonders günstig sind. Alsdann werden sich sofort einzelne für diesen Reiz aus irgend welchen Gründen stark empfängliche Kräfte darauf einstellen, und bald wird die mehr oder weniger große Gefahr einer Durchsetzung des ganzen Volkslebens mit mammonistischen Tendenzen entstehen. Das ist die andere Seite des Zusammenhangs zwischen Volk und Wirtschaft: die Seele eines Volkes kann durch wirtschaftliche Verhältnisse derart beeinflusst werden, daß es in Gefahr gerät, seinem eigentlichen, bessern Selbst untreu zu werden.

In dieser Gefahr war Deutschland von dem Augenblick an, wo in seiner Volkswirtschaft die Industrie eine wichtige Rolle zu spielen begann.

Es scheint in diesen Dingen ein unerbittliches Gesetz zu herrschen, dessen Verletzung sich noch an jedem Volk auf die härteste Weise gerächt hat, ein Gesetz, nach dem das Leben eines Volkes, um gesund und fruchtbar zu bleiben, den Zusammenhang mit dem Boden

nicht in zu hohem Grad verlieren darf. Die Römer sind in der Antike, die Engländer in unserer Zeit hierfür die großen und warnenden Beispiele. In beiden Fällen ward die Unterbindung jenes Zusammenhangs, d. h. das Aussterben des ursprünglich den Hauptteil der Bevölkerung bildenden Bauernstandes die tiefste Ursache des Innern und — auch dem heutigen England wohl nicht mehr lange erspart bleibenden — äußern Verfalles. Und in beiden Fällen war es eine, gewiß in der Seele keines Volkes völlig fehlende, Neigung, deren zu starkes Hervortreten der verhängnisvollen Entwicklung zugrunde lag: bei den Römern der Wille zur Macht, bei den Engländern der Wille zum Reichtum.

Die ersten Schritte nun auf dem Weg zu einer Entwicklung in englischem Sinne waren auch bei uns bereits seit einiger Zeit unverkennbar getan. Die Industrie, zweifellos einer der kürzesten Wege zum Reichtum, griff zu rasch um sich. Sie zog zu viele Arbeitskräfte aus der Landwirtschaft heraus und zu viele Seelen in den Tanniel des Geldes, Geld- und wieder Geld-Machens hinein. Das ist nicht zu leugnen, und die Ansicht ist nur zu begründet, die diesen Krieg, trotz aller Wunden, die er uns schlägt, als einen sehr notwendigen und eben noch rechtzeitigem Erwecker unseres innersten, besten Wesens betrachtet. Wenn wir es nur aber ernst und gut mit dem irdischen Leben unseres Volkes meinen, so dürfen wir uns nicht mit dieser einmaligen Erweckung begnügen. Wir müssen vielmehr sehen, für die Zukunft Rückfälle in den Mammonismus, diese wahre englische Krankheit, möglichst zu verhüten. Können wir es ja doch deutlich genug beobachten — an England —, wohin eine einseitig auf Handel und Industrie gestellte Volkswirtschaft unfehlbar kreibt, nämlich: wirtschaftlich zur Einspannung fast aller Kräfte des Volkes in dem Prozeß der Massenverarbeitung von Rohstoffen und der Verteilung dieser Erzeugnisse über alle Länder und Meere; politisch zu dem Bestreben, möglichst weite Gebiete der Erde irgendwie in seine Gewalt zu bringen zum Zwecke billiger Rohstoffgewinnung und sicheren Absatzes, wobei ebenso wie bei der Belämpfung etwaiger Weltbewerber jedes Mittel für recht und erlaubt gilt; seelisch aber zu vollkommener Verödung und Verarmung des Volkes, zu dessen heiligstem Kultus schließlich der Tanz ums goldene Kalb wird.

Sollen wir diesen Weg, den die Engländer gegangen sind, gehen —? Ich glaube, es wird im heutigen Deutschland — von kleinen Interessentengruppen abgesehen — hierüber nur eine Meinung herrschen: daß das nicht wünschenswert wäre. Nein! Die Nachfolger der Engländer zu werden —, davon möge uns der Himmel bewahren!

Nun gibt es freilich nicht wenige, die wenden dagegen ein: wir haben gar nicht mehr die Wahl zwischen diesem Weg und einem andern. Wir stecken bereits viel zu tief in der Industrie, sagen sie; da gebe es kein Zurück; die Entwicklung werde ihren Lauf nehmen, ohne alle Rücksicht auf unsere noch so schönen Ansichten und Wünsche. Den Engländern habe ihr Carlyle auch nichts geholfen. In der Industrie liege nun einmal die Tendenz, alle Volkskraft aufzusaugen und in die Jagd nach Geld und Gewinn hineinzuziehen —, dagegen sei einfach nichts zu wollen.

Darin steckt eine gewisse Wahrheit, die aber nur für England unbedingt wahr ist. Das alte Wort hat in diesem Fall gute Geltung: wenn zwei daselbe tun, so ist es doch noch lange nicht daselbe. Die englische Industrie und die deutsche sind — geschichtlich und wesentlich — so sehr verschieden, daß es durchaus verfehlt ist, von der einen auf die andere zu schließen.

Seit man von einem England im heutigen Sinne überhaupt reden kann, also seit den Tagen der Elisabeth und Cromwells, hat englische Volkskraft sich mit Vorliebe auf den Handel geworfen. Und zwar war bekanntlich — wie ungeheuer bezeichnend für den englischen Geist! — nichts anderes als der Sklavenhandel die erste große Quelle englischen Reichtums. Ihm folgte die Zeit der großen Kolonialgründungen, deren Zweck es war, nachdem der Menschenhandel seine Rentabilität verloren, die Gewinnung der wichtigsten andern Handelsartikel möglichst vollkommen in englische Hand zu bringen. Da aber an diesen Rohstoffen erheblich mehr zu verdienen war durch Verarbeitung, wuchs hieraus die Industrie, die als höchste Blüte am Baum englischer Selbstsucht den Imperialisismus zeitigte mit seiner Tendenz, die Kolonien zu dauernden sichern Absatzgebieten zu machen. So ist die Geschichte der Entwicklung Englands

nichts anderes als die folgerichtige Steigerung des in der englischen Seele vorherrschenden Willens zum Reichtum, und von den Engländern eine Umkehr auf diesem Wege fordern, hiesse so viel wie ihnen eine seelische Wandlung zuzumuten, deren sie unter gar keinen Umständen fähig sind.

Ganz anders unser Weg. Durch unsere Hände gingen nicht ungeheure Mengen von Rohstoffen, die zur Steigerung des Verdienstes durch Verarbeitung reizten. Wir waren von Hause aus arm und niemals im langen Verlauf unserer Geschichte aufs Reichwerden aus gewesen. Da entdeckten wir eines Tages, daß wir Eisen und Kohle besaßen. Sollten die ungenutzt liegen bleiben —? Ihre Benützung konnte Tausenden von fleißigen Händen Arbeit geben, konnte uns aus einer drückenden, unwürdigen Abhängigkeit vom Ausland frei machen. Es ist klar: die Gelegenheit mußte ergriffen werden. Erfindungsgabe erwachte in deutschen Köpfen; Unternehmungslust regte sich; Organisationskraft trat dazu; so entstand die deutsche Industrie. Die ihr gestellte Aufgabe lautete: gegebene Werte — Bodenschätze und Menschenkraft — auf die denkbar beste Art zu nutzen. Das war und ist sehr viel mehr als eine bloße Geschäftssache mit dem Endziel, möglichst viel und rasch Geld zu machen. Es weckte denn auch ganz andere Kräfte als etwa nur den Geschäftsgeist und wußte sie festzuhalten. Die ganze Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit deutschen Wesens kam hier zur Geltung, die sich nicht, raschen Gewinnes halber, mit der nächstliegenden Lösung einer gestellten Aufgabe begnügt, sondern immer und überall die beste Lösung anstrebt. Hieraus, tief aus deutschem Wesen, stammt der enge Zusammenhang zwischen Wissenschaft, Technik und Produktion, der unserer Industrie bald eine so große Überlegenheit verschaffen sollte. Hieraus allein erwuchs ihr die Fähigkeit, Erzeugnisse auf den Weltmarkt zu bringen, die keine fremde Industrie ihr nachzumachen in stande war und ist, und andererseits unsern inländischen Markt rasch unabhängig zu machen von fremder Produktion.

Hier liegt der Kernpunkt des Problems, der Punkt, an dem wir einsehen können und müssen, wenn wir unsere Volkswirtschaft und damit unsere Volksseele vor der Gefahr des Verengländerens bewahren wollen. Daß wir in dieser Gefahr waren, daß die Industrie auch bei uns mehr als gut den Willen zum Reichtum geweckt hat, — wir können und wollen es nicht leugnen. Aber was befugt diese Tatsache, verglichen mit der englischen Entwicklung, die ganz aus diesem Willen heraus entspringen ist und denn auch mit unerbittlicher Folgerichtigkeit in einem geradezu krankhaften Mammonismus endigte —? Das ist ein Unterschied, so groß wie der zwischen einem unverbesserlichen Gewohnheitsstrücker und einem Mann, der zum erstemal eins über den Durst getrunken hat. Der Eine ist verloren; den Andern wird klare Einsicht in das Unwürdige solchen einmal durchgemachten Zustandes und der Wille, sich nicht wieder zu verlieren, gegen jede künstliche Versuchung gefest machen. Genau des gleichen bedarf es hier. Einsicht — einmal in die Natur der industriellen Gefahr und die Art, wie sich ihr am besten begegnen läßt. Diese Einsicht wird uns lehren, daß sich die deutsche Industrie nur einmal auf ihre Herkunft und ihr Wesen recht zu bestimmen braucht und beidem künftig mehr als bisher trenn zu bleiben, wenn sie zu einem Segen, und nicht zu einem Fluch für unser völkisches Leben werden will. Daß sie, mit andern Worten, sich darauf beschränken sollte, nur Erzeugnisse auszuführen, in deren Herstellung wir — dank unserer besondern Veranlagung — andern Völkern unbestritten überlegen sind, und im übrigen nur für die Versorgung des heimischen Marktes zu arbeiten. Das, aber auch nur das, würde uns vor allen Schäden und Abscheulichkeiten englischer Entwicklung bewahren. Wir hätten es nicht nötig, uns durch alle möglichen Schliche und Kniffe fremde Märkte zu erzwingen, noch die Gewinnung allgemein begehrter Rohstoffe über unsern eigenen Bedarf hinaus in unsere Gewalt zu bringen, zu weit gehende Kolonialpolitik zu treiben, fremden Völkern im eigenen Land Konkurrenz zu machen, und jede andere seefahrende Nation mit Neid und Haß zu verfolgen bis zur Vernichtung; vor allem aber blieben wir so bewahrt vor der gefährlichsten Form der Industrie, der nämlich der Massenverarbeitung mehr oder weniger monopolisierter Rohstoffe für die Märkte sämtlicher fünf Erdteile, wozu es dann schließlich aller verfügbaren Hände bedürfte, so daß unsere Pflüge rosten und unsere heimischen Felder unbekümmert liegen bleiben müßten.

Man wird nicht bestreiten können, daß dies alles Dinge von so hoher Bedeutung für uns und unsre Zukunft sind, daß es sich wohl einmal lohnt, sie mit aller Klarheit ins Auge zu fassen. Aber die Mittel zu reden, die uns die Lösung der hieraus entstehenden Aufgaben ermöglichen könnten, gingen über den Rahmen dieser Ausführungen zu weit hinaus. Zunächst gilt es nur, die Richtung, in der unser künftiges Ziel liegt, zu erkennen und den Willen darauf einzustellen. Wo ein Wille ist, ist immer auch ein Weg. Genüge es für heute, zu wissen, daß dieser Wille unsern innersten Wesen durchaus entspräche, und daß die Kraft, die uns auf den rechten Weg zu bringen verheißt, dieselbe ist, die uns allen unsern großen Zukunftszielen näher bringen wird —: Selbstbestimmung.

Sieger.

Erzählung von Hermann Weid.

Die Räder kreischten, als der Zug mühsam vor dem leichten Bahnhofsgebäude hielt, das einsam zwischen weiten Feldern stand. Aus einem der letzten Wagen sprang mit einem Satz ein Soldat, rief noch ein Abschiedswort hinter sich und empfand auf einmal, obwohl es gegen Abend ging und die Frühlingssonne nur noch mit schwachem Schein im Westen stand, eine heiße Welle in sich rauschen. Ein Seltsames war über ihn gekommen, das er sich nicht erklären konnte. Der Odem der Heimat Erde, auf der er nun wieder stand, griff nach ihm, schlug zu ihm empor, drang in sein Herz, das zu jubeln begann.

In stillen Sinnen und Stauern schritt der Soldat aus dem Bahnhofsgebäude, vergaß, daß er den Bahnverwalter hatte begrüßen wollen, und wanderte gedankenvoll die breite Straße hinan, die zu seinem Dorf führte.

Der Frühlings stand über dem Land und hatte schon Leben in Fülle erweckt. Es triebete überall; mancherorts erst ein Ahnen des Juliinsilgen, dann wieder kraftvolles Wachstum, das man zu schauen wußte. Die Wiesen lagen in dunklem Grün, dazwischen die Felder, deren Fruchtbarkeit in den letzten Jahren groß gewesen war. Am fernen Himmelsrand, durch die dämmerige Stimmung, die langsam einsetzte, noch weiter erscheinend, das Dorf, dem der Soldat zuschritt. Er ging immer schneller, als könne er jetzt die Heimkehr nicht mehr erwarten, nach der er sich so lange gesehnt hatte.

Nacht Monate war er fort. Und doch meinte er, es sei erst gestern gewesen, daß sie mitten aus ihrem stillen Leben heraus den blumengeschmückten Wagen bestiegen, der die jungen Männer ihres Dorfes zur Bahn führte. In den Krieg. Zwölf mußten gleich am ersten Tag fort; Martin Kraft war unter ihnen. Wie hatten sie damals jubelt und in geheimem Schauer dem unklaren Zukunftigen, dessen gewaltige Schwere sie nicht ahnten, entgegengeschaut. Alle Soldatenlieder, die sie von der Dienstzeit her kannten und daheim an den Abenden oft miteinander gesungen hatten, erschallten nun auf dem Weg zur Bahn, ließen auf der langen Fahrt nach Frankreich das Heimweh verstummen. Und so mancher, der damals am lautesten jubelte, atmete heute nicht mehr.

Wie durch ein Wunder war Martin bisher unverfehrt geblieben, obgleich in mancher blutigen Schlacht der Tod nahe an ihm vorübergegangen war. Und immer neue, heftigere Kämpfe kamen, und der Glaube an den baldigen Frieden, der anfangs in ihnen allen lebte, war langsam geschwunden. Sie gedachten der Heimat als einer fernen Köstlichkeit, die vorerst unerreichbar in einem trauhaft weiten Märchenland lag. Da kam für Martin Kraft eine schöne Stunde. Sein Hauptmann, der ihm kurz zuvor für eine gefährliche Patrouille das Eisene Kreuz gegeben hatte, ließ ihn zu sich kommen und gab ihm den Auftrag, einen Gefangenentransport in die Heimat zu begleiten. Damit waren ein paar Tage Urlaub verbunden.

So kam Martin heim. Er hatte seinen Eltern nichts davon geschrieben; ihre Freude, wenn er plötzlich vor ihnen stünde, malte er sich unablässig in den frohesten Farben aus. Sie hatten überhaupt in der langen Zeit, seitdem er fort war, nicht viel voneinander erfahren; ihrem harten und verschlossenen Wesen lag die Mitleidssamkeit ferne. Nur ein paar Karten hatte Martin heimgeschrieben. Der Vater aber wußte besser am Amboss mit dem Hammer als in der Stube mit der Feder umzugehen, und die Mutter sah bewegungslos in ihren Stuhl gebannt, seitdem in jungen Jahren ein Schlag ihre Kraft gebrochen hatte.

Vor Martins Augen wuchs allmählich das Dorf empor. Auf der Straße spielten einige Kinder, die verwundert den Soldaten betrachteten. Er trat mitten unter sie und gab jedem von ihnen die Hand. Sie schienen ihn nicht gleich zu erkennen, gingen aber mit ihm weiter. Ein kleines Mädchen nahm er auf den Arm und trug es wie eine frohe Last. Das Kind schmiegte sich eng an ihn, nestelte mit den kleinen Fingern an seiner Uniform herum, schaute ihn mit klaren Augen an und freute sich, daß es getragen wurde.

Martin sprach kein Wort. Der letzte Schein der untergehenden Sonne machte sein Antlitz hell und leuchtend. Plötzlich blieb er stehen, ließ das Kind zur Erde nieder, deutete in die Ferne und sagte wie aus einem inneren Stauern heraus und doch mit jubelndem Stolz in der Stimme:

„Dort ist unser Haus!“

Er eilte weiter, hörte noch ein dünnes Stimmlein hinter sich sagen: „Das war ja der Martin Kraft“, und wußte nichts mehr von den Kindern, nichts mehr von der Fahrt in die Heimat, dem Krieg, nichts von Tod und bitter-säuerer Not, wußte nur das eine: daß seine Heimat vor ihm lag, das Haus, in dem er geboren war und gelebt hatte, die Schmiede, wo er sich zum Manne geschaffte hatte, an der Seite des Vaters, ehe er in den Krieg mußte.

Er blidie nicht rechts, noch links, sah nicht die Frauen, die erstarrt hinter den Fenstern nach dem Ankömmling schauten und ihm einen Willkommenruß nachriefen. Es sah nur sein Haus und wartete mit einer übernatürlichen Sehnsucht darauf, bis er den ersten Hammerschlag aus der Schmiede hörte, den Klang, der

draußen im Feld stets so heimatlich in seinen Ohren geklungen hatte, selbst im ärgsten Kanonendonner. Jetzt mußte man das Gehämmer hören, fröhlich mußte es ihm entgegenschallen, der erste Gruß des Vaters, der jetzt ahnungslos am Amboss stand und für zwei arbeitete.

Aber es blieb still. Kein Laut kam ihm entgegen. Wie ein düsteres Grab erschien ihm mit einem Male die Straße. Da lag ihr Haus, an der Hofseite, wie mit ihm verwachsen, die niedere Schmiede aber alles still. So erdrückend still.

Martin rampte die letzten Schritte, riß das Tor der Schmiede auf. Sie war leer. Unordentlich lag alles umher. Das Feuer in der Esse war blind; er zerrte am Blasbalg, kalte Asche stieb empor. Ratlos blickte Martin um sich

Unter der Türe stand sein Vater. Als er den Sohn sah, erschrak er. Eine Lohe schlug ihm über das alte, verranzelte Gesicht. Mühsam hielt er sich am Pfosten der Türe.

„Martin, du kommst!“

Der Junge stürzte zu dem Vater hin.

„Vater, ich bin so erschrocken, als es hier so still war“

Der Alte schlug seine Augen nieder vor dem angstvollen Blick des Sohnes. Dann stieß er zwischen den zusammengeprehten Lippen erregt hervor:

„Ist das dein ganzer Gruß, wenn du aus dem Felde kommst?“ Der Sohn preßte wild die Hand des Vaters und sagte leise, sich entschuldigend:

„Es war so unheimlich still hier; bist doch nicht krank, Vater, du nicht arbeitest?“

Der Alte riß seine Hand aus der des Sohnes und erwiderte schnell, er kam dabei ins Schreien:

„Fast recht, ja ich bin krank! Alles ist krank und hin! Und daß du's nur gleich weißt, die Schmiede wird verkauft, und das Haus. Ich kann's nicht mehr halten. Ja verkauft! Alles! Und da beißt keine Maus einen Faden ab!“

Martin fuhr zurück, als sähe er ein Gespenst.

„Vater!“ schrie er entsetzt auf. Alles drehte sich im Kreise. Die Schmiede verkaufen und das Haus! Seine Schmiede, seine Heimat! Ratlos sah er seinen Vater an, wie einen Fremden. Dann lachte er auf einmal erlöst auf.

„Du machst einen Scherz, Vater“

Das nahm noch dem Alten die Besinnung.

„Lach' nicht so einfältig, du! Du hast allerdings gut lachen, wenn ich hier allein die Suppe austreten muß, die mir der Herr Sohn eingebrockt hat! Bin ich vielleicht daran schuld, daß es mit uns bergab geht? Habe ich den Stod aufs Haus gewollt, letztes Jahr, der uns so in Schulden gebracht hat? Dir war es nicht mehr grobartig genug! Du hast die Herrschaftsposten gehabt! Jetzt friß es nur auch aus. Ich bringe die Zinsen nicht mehr auf, und eher verkaufe ich alles, als daß es unter den Hammer kommt und ich mit Schimpf da hinaus gejagt werde. Ich habe auch genug geschafft jetzt in meinem Leben. Ich mag einfach nimmer!“

Witter sagte der Sohn darauf:

„Ich habe es wohl gemerkt, Vater. Wenn um fünf Uhr mittags die Schmiede leer ist und kein Feuer brennt“

„Willst mich gar noch schelten? Kann ich dafür, daß jetzt kein Geschäft mehr geht? Habe ich vielleicht diesen verdammten Krieg angefangen, der mich um Hab und Gut bringt?“

Seine Stimme überschlug sich, und der Sohn sah, daß sein Vater schwante. Im selben Augenblick wußte er, was dieses Glend hier verschuldet hatte. Und er sagte aus einem grenzenlosen Staunen heraus:

„Vater, du bist ja betrunken!“

Der Alte zuckte wie unter einem Schlag zusammen, dann aber lachte er höhnisch auf —

„So, so! Na, dann gehe nur zur Mutter hinauf, ihr könnt dann miteinander über mich schimpfen.“

Krachend flog die Türe zu. Drinnen war es düster. Durch die verstaubten Fensterscheiben drang nur ein schwacher Lichtstrahl. Martin lehnte sich an den Amboss. Er war so müde, in ihm eine Leere, als sei etwas in dieser Stunde in ihm gestorben.

Das war seine Heimkehr, auf die er sich so gefreut hatte. Daß er die Heimat sah, um sie zu verlieren. Er biß sich die Lippen wund, um nicht laut hinauszuschreien.

War der Mann, der nicht mehr wußte, was er sagte, sein Vater gewesen? Sein Vater, der früher so stolz an seinem Eigentum hing, der von früh bis in die Nacht hinein gearbeitet hatte. Und jetzt war er am hellen Tag betrunken! Und wie vertommen er aussah!

Langsam ging Martin aus der Schmiede und hinauf zur Mutter. Als er sie in ihrem Stuhl sitzen sah, in den sie gebannt war, erschrak er vor ihrem verhärmten Aussehen.

„Mutter!“

Mit der linken Hand, die sie ein wenig bewegen konnte, fuhr sie ihm losend über das Haupt.

„Armer Bub!“ Da wußte er, daß sie seinen Wortwechsel mit dem Vater gehört hatte und seinen Jammer verstand. Und er erkannte auch, warum die Frau um Jahre gealtert war, seitdem er sie nicht mehr gesehen hatte.

„Wie konnte es denn so weit kommen, Mutter?“ frag er endlich bitter. Sie antwortete müde und gelassen, als habe sie mit allem abgeschlossen:

„Ich habe gemeint, das Glend aufhalten zu können, Martin. Es ist nicht gegangen.“

„Ich kenne ja den Vater nicht mehr. Früher so fleißig und nächtern und jetzt jetzt betrunken mitten im Tag ...“

Es war eine Weile stille zwischen ihnen; nur ihr Atem ging schwer. Dann ließ die alte Frau ihre Gedanken reden, die in der sorgenvollen Einsamkeit zu ihr ins Krankenzimmer gekommen waren, Tag um Tag ...

„Bald nachdem du fort warst in den Krieg, Martin, ist das Glend angegangen. Der Vater hat auf einmal mit Unlust gearbeitet. Er hat schwer darunter gelitten, daß du fortmußt, und das Heimweh hat ihm mehr zu schaffen gemacht, als er sich anmerken ließ. Jeden Morgen klagte er, er sei so müde, und die Gicht plage ihn immer stärker; dann ist er später an die Arbeit gegangen und hat abends früher aufgehört. Zuerst hat es ja nicht viel geschadet, aber nach und nach ist es schlimmer geworden. Die Leute haben nichts mehr zur rechten Zeit bekommen und sind fort geblieben. Immer mehr ist das Geschäft zurückgegangen. Und zu allem Unglück ist dann noch der Jude gekommen und hat die Zinsen gewollt für die Schuld vom letzten Jahr. Aber es war kein Geld da, und an dem Tag hat das Trinken angefangen. Weißt du, Martin, ich meine, nicht aus Durst, sondern um sich zu betäuben, weil der Vater immer so stolz war und sich jetzt schämte, daß er den Juden um Trift bitten mußte, und weil er merkte, daß es bergab mit uns geht. Jetzt will er alles verkaufen, um einen Ausweg zu finden.“

Ratlos sah Martin seine Mutter an, die so gleichmütig über das Schwere sprach.

„Kann uns denn niemand helfen? Es wäre ja zum Verücktwerden, wenn wir da hinaus müßten! Gibt denn kein Mensch dem Vater das Geld, das wir brauchen?“

„Bei einigen war er schon, aber als sie nicht gleich geben wollten, sondern ihm zunächst erst ins Gewissen redeten, wieder zu arbeiten und das Wirtshaus sitzen zu lassen, ist er ihnen so groß gekommen, daß er jetzt mit allen in Feindschaft lebt. Ja, Martin, es ist eine harte Zeit gewesen, und ich war froh, daß du gar nichts davon gewußt hast. Und jetzt kommst du mitten ins Glend hinein ...“

Sie schwieg, und der Schmerz spannte sie beide ein. Aneinander gelehnt saßen die alte sieche Frau und der Mann in der Jugendkraft und wehrten sich gegen das Gespenst, das sie aus der Heimatstätte vertreiben wollte.

Leise kam die Nacht zu ihnen ins Zimmer geschritten, sie bemerkten es kaum. Aber in ihnen wurde es ruhiger. Der Atem des Heimathauses legte sich mildernd auf Martins Gemüt. Um der Mutter Sinn aufzuheitern, erzählte er von seinen Kriegserlebnissen. Undächtig lauschte die Mutter; die schweren Tage des Sohnes durchlebte sie nochmals und litt unter den Gefahren, die ihn draußen bedroht hatten. Als aber Martin von der letzten Patrouille erzählte, wie vor dem gefährlichen Gang seine Gedanken ein letztes Mal in die Heimat geeilt seien, zu den Eltern und dem Haus und der Schmiede, die er vielleicht nie mehr sah, da brach die Wunde wieder auf; denn er wußte, daß wenn er jetzt wieder hinauszog, keine Heimat mehr seiner harrete.

Wie ein Sturzbach gingen die Worte über seine Lippen:

„Weißt du, Mutter, was uns alle draußen so stark macht? Daß wir die Heimat haben, an die wir denken können! Wenn wir oft kaum mehr vorwärts kamen und vor Müdigkeit und Hunger zusammenbrachen, haben wir heimgedacht, und es ist wieder gegangen. Und wenn einer im Schützengraben unter dem Granatfeuer beinahe den Verstand verlor und heulte wie ein Kind, haben wir ihn mit einem Wort von der Heimat wieder aufgerichtet. Das hat besser geholfen als alles andere und hat uns immer froh und zuversichtlich gemacht. Und wenn ich jetzt wieder draußen bin, bin ich ärmer als alle. Keine Heimat habe ich mehr, die Schmiede wird mir genommen, an der ich doch so hänge“

Er schluchzte weh auf.

„Wär' ich doch gar nicht heimgekommen! Gestorben müßt' ich sein!“

Die greise Frau schlug zitternd das Kreuz.

„Bub, verflüchte dich nicht!“

Die Treppe herauf kamen tappende Schritte. Die Tür wurde aufgerissen, der Vater wankte herein. Überall stieß er in der Dunkelheit an. Er ging zum Schlafzimmer, unter der Türe aber rief er noch:

„Daß ihr's wißt, jetzt wird erst recht verkauft!“

Die Mutter legte den kranken Arm um den Sohn, der keuchte. Sie lauschte noch immer, als höre sie ihres Gatten Stimme. Denn ihr war, als klinge durch das Raube ein leises, wehes Tönen ... wie ein unterdrücktes Wehnen ...

Am andern Morgen ging Martin in die Schmiede. Hell klang sein Hämmern über die Straße, und die Nachbarn sagten: Jetzt ist der Martin da, jetzt wird wieder gearbeitet.

Beim Schaffen wurde dem jungen Schmied leichter ums Herz und er vergaß auf Augenblicke seinen Kummer. Wenn er aber an

des Vaters Arbeitsplatz schaute, der leer war, stieg heißes Weh in ihm auf. Wie schön hatten sie früher zusammen gearbeitet und einander so gut verstanden, wenn auch der Vater still und streng war.

Es ging schon gegen Mittag, als der Alte, die Spuren des Trankens noch im Gesicht, in die Schmiede kam. Mürrisch sagte er den Gruß und begann eine kleine Arbeit. Bald verließ er wieder die Werkstatt.

Aber Mittag besuchte Martin den Bürgermeister, mit dem sie weiltätig verwandt waren, und einige andere begüterte Bauern und hat sie um Beistand. Sie zuckten aber die Achseln; es wäre ein Verbrechen an der eigenen Familie, in diesen schweren Zeiten auf so ungewisse Bürgerschaft hin Geld zu geben; sein Vater arbeite ja kaum mehr etwas und vertrinke mehr, als er verdiene. Ja, wenn der Martin dableibe, gäben sie sofort, da wüßten sie ihr Geld in guten Händen.

Gefentten Hauptes und brennende Scham im Herzen ging Martin durch die Straßen, die ihn fremd und feindselig dünkten. In diesem Nachmittag schwieg das Hämmern in der Schmiede.

Aber es hob wieder an mit der Frühe des nächsten Morgens und währte den ganzen Tag. Die Dörfler brachten dem Martin, den sie gut leiden konnten, Arbeit und wollten sich von ihm über den Krieg berichten lassen. Aber das Erzählen machte ihm keine Freude.

Der Vater war ganz seltsam geworden; in der Werkstatt ließ er sich kaum noch und dann nur auf wenige Minuten sehen. Eine Unruhe schien ihn erfasst zu haben, die er vergebens zu verbergen suchte. Er lief beständig umher; nirgends litt es ihn lange. Beim Essen suchte Martin manchmal in ein Gespräch mit dem Alten zu kommen, der gab aber nur kurze, mürrische Antworten und ging bald wieder vom Tisch. Die Mutter sah aber manchmal, wie er oben am Fenster stand und hinunter zur Schmiede schaute, wo der Sohn seine Arbeit tat. Und in ihr begann leise eine Hoffnung zu keimen...

Dies war am vierten Urlaubstag; zwei Tage durfte Martin noch bleiben. Am Abend kam der Vater früher als sonst aus dem Wirtshaus heim. Als er durch das Zimmer schritt, wo Mutter und Sohn beisammen saßen, schien es, als wolle der Alte zu ihnen treten; aber er ging rasch in die Schlafstube.

Wie aber staunte Martin, als er am nächsten Morgen die Werkstatt betrat und den Vater erschaute, der schon das Feuer in der Esse entzündet hatte. Unwillkürlich entfuhr es ihm:

„Vater, du!“

Der Alte sah sich nicht um und sagte nur:

„Glaubst vielleicht, ich kann nicht mehr aufstehen, morgens?“

„Vater, so habe ich es doch nicht gemeint!“

„Es ist schon gut. Fange jetzt an zu schaffen, das ist gescheiter, als lange Reden zu halten.“

Sie arbeiteten einander zur Wette, und ihre Hämmer sangen dies Arbeitslied laut hinaus. Die Mutter, die oben saß und die Melodie verstand, neigte das schmale Haupt und flehte zu Gott, daß er ihrem Gatten den rechten Weg weise.

Aber Martin kam eine stille Freude, als sei alles, was zwischen einst und jetzt liege, der Krieg, die Not um den Vater und die Heimat, ein wüßter Traum, der nun im Klingeln der Werkzeuge zusammensinke, und aus dem Feuer der Esse steige ein neuer Tag heraus, klar und des Arbeitsfriedens voll. Aus diesem Fühlen heraus sagte Martin, und er wußte nicht, daß seine Gedanken hörbare Gestalt empfangen:

„So sollte es bleiben, meine ich.“

Der Vater aber, der den Sinn wohl verstand, sagte in einem leichten Aufbäumen gegen seine eigene Schuld:

„Du bist mir ein rechter Kriegerheld!“

Martin fuhr herum.

„Du weißt ganz gut, Vater, wie ich es meine; warum ich jetzt daheim bleiben möchte!“

Darauf schwieg die Rede zwischen ihnen bis zum Feierabend. Die Arbeit ging beiden nicht mehr so gleichmäßig von der Hand. Aber als zur Nacht die Lampe die Stube hell machte, saß unter ihrem Schein auch der Vater am Tisch. Dichte Wolken bließ er aus seiner Pfeife, und in seinen Zügen ging es wie ein schwerer Kampf. Und auch die andern fanden nicht den leichten Ton, den sie um des Alten willen suchten; denn es war der letzte Abend, ehe der Sohn wieder in den Krieg mußte. Da wurde der Mutter das Herz schwer, und sie tat in dieser Nacht kein Auge zu. Im anderen Bett warf sich der Vater ruhelos umher und sah noch den Morgen dämmern.

Am die zehnte Stunde dieses neuen Tages verließ der Vater plötzlich die Werkstatt. Sein Gruß klang erregt. Martin sah ihn erstaunt nach. Gleich darauf kam der Alte wieder die Treppe herab und schritt die Dorfstraße hinunter.

Martin spürte einen Stich am Herzen, und ein Hoffen, das in den letzten Tagen über ihn gekommen war, sank zusammen. Es hatte doch geschienen, als fände der Vater wieder Lust an der Arbeit, und in ihr, so hatte Martin gedacht, würde er Haus und Schmiede wieder lieb gewinnen und dem Wirtshaus entsagen. Und am

Ende würde alles wieder gut. Und jetzt ging der Vater schon am Morgen fort und trant sich müde und unfroh für den ganzen Tag.

Martin legte den Hammer, der ihm schwer geworden war, aus der Hand. Wofür sollte er weiter schaffen! Es war ja umsonst. Der Karren lief bergab, den hielt niemand mehr auf.

In schweren Gedanken schritt Martin im Haus umher, von oben bis unten schaute er in jeden Winkel und prägte sich nochmals alles ein. Zum Abschied. Seine Gedanken jagten sich und weilten bei der Kinderzeit und gingen schwer in die Zukunft, wenn fremde Menschen in diesen Räumen wohnen würden, die ihm geheiligt waren durch Freude und Arbeit.

Er trat in das Zimmer seiner Mutter; sie saß am Fenster und blickte gespannt die Straße entlang. In ihren Wangen war ein leichtes Rot. Sie hörte den Sohn nicht, bis der frug:

„Mutter, nach wem siehst du?“

Sie sagte, wie aus guten, freudigen Gedanken, und in ihrer Stimme hörte der Sohn einen Klang, den sie nur in Stunden der Not oder höchsten Freude hatte:

„Der Vater ist vorhin die Straße hinab; ich schaue, bis er zurückkommt.“

„Da kannst du lange warten“, unterbrach sie Martin bitter, „er wird wieder ins Wirtshaus gegangen sein.“

Die greise Frau schüttelte leicht das Haupt.

„Ich glaube nicht, Martin. Der Vater hat den Sonntagsrod an. Gott gebe, daß er einen guten Weg macht!“

Der Sohn verstand nicht recht den Sinn dieser Worte; ihm wurde enge in der Stube.

Aber eine Weile klang das Gehämmere wieder über die Straße. In der Werkstatt stand Martin und zählte die Stunden, die er jetzt noch daheim war, und die letzten in der Schmiede, und er hieb seinen Schmerz grimmig in das glühende Eisen ein, das er über dem Amboss hielt.

Und jeder Schlag war wie ein Schrei, und die Wände gaben sie wieder, unerbittlich.

Der Vater trat ein, schweratmend. Seine Blicke umfingen heiß den Sohn, der in seinem Weh den Alten nicht gleich bemerkte. Da sagte der Vater, und seine Worte kamen schwer, wie aus verträumtem Halbe:

„Martin, wir behalten die Schmiede, wir bleiben da!“

Der Sohn fuhr herum. Der große Hammer, der zum Schlag erhoben war, blieb in der Luft stehen. Starr hielt ihn der eiserne Arm.

„Vater!“ jauchzte es durch den Raum. Wie ein Notschrei und eine Erlösung.

Der Hammer fiel krachend zu Boden. Martin sprang auf den Vater zu und packte ihn an den Schultern.

„Wir bleiben da? Die Schmiede bleibt unser!“

Der alte Mann nahm des Sohnes Hände von seinen Schultern und ging in eine Ecke; dort machte er sich zu schaffen. Martin schaute ihm verständnislos zu. Bis ihm plötzlich die Erkenntnis kam, daß der Vater erst den Weg zu den Seinen wieder suchen müsse, und daß die Schmach ihn bedrückte.

Der Alte begann zu reden, stoßweise kamen seine Worte; dabei warf er das Werkzeug von einer Stelle zur andern. Der Sohn stand wortlos am Amboss und nahm des Andern Rede in sich auf, als empfangen er den Vater-jezt neu.

„Der Jude, dem ich die Schmiede und das Haus versprochen hatte, hat mir das Wort wieder zurückgegeben. Und der Bürgermeister leiht mir das Geld für die Zinsen. Ich will es ihm auch geraten haben! Ich bin doch gut dafür, bei Gott! Daß ich in letzter Zeit mehr ins Wirtshaus gegangen bin, hat doch meinem Ansehen nicht geschadet, oder Martin?“

„Nein, Vater, gewiß nicht!“ sagte der schnell.

„Es ist auch so viel über mich gekommen. Das hält ein Mensch in meinem Alter einfach nicht mehr aus. Die viele Arbeit und auf einmal allein, und dann die Geldsorgen. Und die Wicht hat mich auch ganz blödsinnig geplagt, und dann, weißt du, Martin, du hast mir sehr gefehlt; es war so einsam hier, und die Sorgen, ob dir nichts passiert im Krieg, und droben die kranke Mutter...“

Ein ungeheures Stöhnen brach aus dem Mann; aufschluchzend legte er das weiße Haupt auf den Arbeitstisch. Der Sohn umschlang ihn und wartete, bis seine Verzweiflung stiller wurde.

„Da bin ich schwach geworden und habe das Trinken angefangen, daß mir oft vor mir selber geehelt hat. Wie du aber gekommen bist, ist mir das ganze Glend auf einmal klar geworden, und jetzt bin ich wieder der, der ich früher war, Martin, und du kannst deinem Vater wieder getrost in die Augen schauen, und wir behalten die Schmiede!“

Und Martin sah, wie der Alte, der also seine Schuld von sich tat, wuchs und stark und fröhlich vor ihm stand. Ihre Augen griffen ineinander und sagten mehr, als Worte vermochten.

Alle Not fiel von ihnen ab; ihre Herzen wurden weit und nahmen die Freude auf.

Dann sprach der Vater zu dem Sohne, an dem er gesundet war:

„Wir wollen jetzt zur Mutter hinauf gehen, sie wird auf uns warten.“